

Unverkäufliche Leseprobe



Stefan Rinke
Revolutionen in Lateinamerika
Wege in die Unabhängigkeit 1760-1830

392 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-60142-2

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

VORWORT

Als Simón Bolívar 1830 auf den Unabhängigkeitskampf zurückblickte, nannte er die Herstellung von Stabilität und Legitimität der politischen Ordnung in multikulturellen Gesellschaften als zentrale Probleme Lateinamerikas. Heute vor dem Hintergrund der zweihundertjährigen Jubiläen der Unabhängigkeiten stehen Fragen nach der Ausgestaltung der Demokratie in Lateinamerika erneut im Mittelpunkt der Agenda. In Ländern wie Haiti, Mexiko, Argentinien, Chile, Bolivien oder Ecuador gilt der *bicentenario* als Bezugspunkt für die Neuausrichtung der Zukunftsprojekte der Nation und für die Schaffung von sozialer Gerechtigkeit. Auch dort, wo die offiziellen Jubiläen erst später begangen werden, haben die Diskussionen darüber längst begonnen. Beeinträchtigt durch das koloniale Erbe und durch eine problematische Ausgangslage zu Beginn des 19. Jahrhunderts, haben die lateinamerikanischen Staaten seit rund 200 Jahren in langen Kämpfen Antworten auf die Frage gesucht, wie das Versprechen der Revolution eingelöst werden kann.

Dieses Buch will die wenig geradlinigen und oft widersprüchlichen Revolutionen darstellen, mit denen die ersten europäischen Kolonialreiche der Neuzeit, deren Macht und Reichtum über Jahrhunderte hinweg sprichwörtlich war, zu Fall kamen. Es will zeigen, welche Faktoren ab ca. 1760 diesen Zerfall beschleunigten, wie sich die Unabhängigkeitsbewegungen

in Lateinamerika entfalteten und welche Probleme sich um 1830 den neuen Staaten stellten. Im Mittelpunkt stehen die Revolutionen in Lateinamerika, genauer von Saint-Domingue/Haiti, dem spanischen Amerika sowie Brasiliens, die hier trotz der großen Heterogenität im Einzelnen als zusammengehörender Prozess verstanden werden, der in transatlantische Verflechtungen eingebunden war.

Eine faszinierende Vorlesung, die Hans-Joachim König in den 1980er-Jahren an der Bamberger Universität abhielt, weckte mein Interesse an diesem Thema. Ihm, meinem akademischen Lehrer und Freund, der mit seinen wegweisenden Forschungen unser Wissen über diese Zeit wesentlich erweitert hat, ist dieses Buch in Dankbarkeit gewidmet. Dank gilt ferner Georg Dufner und meiner studentischen Hilfskraft Kevin Fischer, die mir beim Zusammentragen des Materials geholfen haben, auf dem dieses Buch beruht und das zumeist aus dem Ibero-Amerikanischen Institut stammt, dessen Mitarbeitern gedankt sei. Besonders verdient gemacht hat sich mein wissenschaftlicher Mitarbeiter Frederik Schulze, der bei den Korrekturen geholfen und das Register erstellt hat. Den Kollegen am Lateinamerika-Institut, am Friedrich-Meinecke-Institut und am SFB 700 der Freien Universität danke ich für vielfältige Anregungen. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft gebührt Dank für die Finanzierung eines Forschungssemesters, das den Abschluss dieser Arbeit ermöglichte. Hervorragend betreut fühlte ich mich von meiner Lektorin beim Verlag C. H. Beck, Frau Zeile, und ihrer Mitarbeiterin Frau Hub, denen ich ebenso herzlich danken möchte wie meiner Familie, meiner Frau Silke und meinen Söhnen Tilman und Tobias, denn ohne sie ist alles nichts.

Schließlich sei ein Wort der Würdigung angefügt für meinen Kollegen Peer Schmidt, ohne dessen wissenschaftliche Leistungen dieses Buch so nicht hätte geschrieben werden können. Sein viel zu früher Tod bedeutet einen großen Verlust für die deutsche Lateinamerikageschichtsschreibung.

Berlin, im Dezember 2009

Stefan Rinke

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

EINLEITUNG:

DAS VERSPRECHEN DER REVOLUTION

Zwischen 1760 und 1830 entfalteten sich in Amerika revolutionäre Prozesse, die zur Auflösung der alten Kolonialreiche führten. Am Ende war eine neue Staatenwelt entstanden, die im Wesentlichen bis heute Bestand hat. In enger Verbindung mit der Französischen Revolution breiteten sich die Ideen von Freiheit und Gleichheit aus und wurden die Grundlagen legitimer Herrschaft neu definiert. Amerika war der Kontinent der ersten erfolgreichen antikolonialen Freiheitsbewegungen. Dazu zählte nicht nur die «amerikanische Revolution» der Vereinigten Staaten im Norden, sondern auch die Sklavenrevolution in der französischen Karibikkolonie Saint-Domingue, die 1793 zur Abschaffung der Sklaverei und 1804 zur Unabhängigkeit des Staates Haiti führte, die Unabhängigkeitsrevolutionen im spanischen Kolonialreich seit 1808, die bis 1830 zahlreiche Republiken schufen, sowie die vergleichsweise unblutige Transformation Brasiliens zu einem unabhängigen Kaiserreich ab 1822. Alle diese Prozesse waren sehr unterschiedlich und bildeten doch eine Einheit.

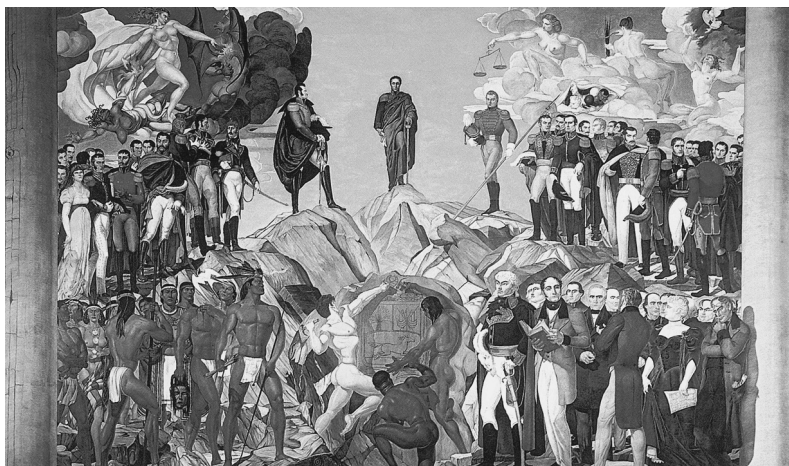
Durch die unterschiedlichen Revolutionen in den Teilen Amerikas, die man später mit der Bezeichnung Lateinamerika belegte,¹ gingen Kolonialreiche unter, die 300 Jahre Bestand gehabt hatten. Sie umfassten riesige Gebiete mit einer punktuell sehr großen Bevölkerung, die als außerordentlich reich galten. In den lateinamerikanischen Staaten selbst wurde die

Der Kult um die Helden der Unabhängigkeit prägt die Geschichtsbilder in Lateinamerika. Die Pflege dieser Mythen ist besonders ausgeprägt in Venezuela, dem Herkunftsland Simón Bolívars, der auf diesem zwischen 1956 und 1958 entstandenen Wandbild des Künstlers Pedro Centeno Vallenilla (1904–1988) die Zentralgestalt in einem Pantheon der nationalen Helden ist.

Unabhängigkeit schnell zum Gründungsmythos der Nation verklärt. Nationaldenkmäler an den zentralen öffentlichen Plätzen und Unabhängigkeitstage, die die Helden jener Epoche feiern, sind auch heute noch im ganzen Subkontinent entscheidende Bezugspunkte nationaler Erinnerung und legen beredtes Zeugnis von der Wirkungsmacht dieser Geschichtserzählung ab. Ein Schulunterricht, der die Geschichte des Vaterlands aus den idealisierten Ereignissen der Unabhängigkeit ableitete, um der Integration der Nation zu dienen, verstärkte diese Perspektive.²

Die Heldenmythen haben lange eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Teil der lateinamerikanischen Geschichte verhindert. Zwar ist seit einigen Jahrzehnten ein Wandel in den Geschichtsbildern zu verzeichnen, der eine Tendenz zur Entmythifizierung aufweist, wenn auch je nach Land unterschiedlich. Doch löst dies auch heute noch Polemiken aus. In Venezuela ist das Pendel unter Hugo Chávez sogar wieder zurückgeschlagen, indem eine direkte Beziehung zwischen der Tagespolitik und dem nationalen Befreiungskampf zu Beginn des 19. Jahrhunderts konstruiert wird.³ Kurz: die Unabhängigkeit bleibt ein emotional aufgeladenes Thema von hoher politischer und ideologischer – eben nationaler – Bedeutung.⁴

Auch in der akademischen Geschichtsschreibung dominierte bis Ende der 1950er-Jahre in weiten Teilen Lateinamerikas eine Metaerzählung, die die Geschichte der Unabhängigkeit als Geburtsstunde der Nation präsentierte und dabei die große soziale und ethnische Heterogenität und die regionalen Unterschiede übergang beziehungsweise herunterspielte. Die Unabhängigkeitskriege waren demnach das Substrat einer Nationalgeschichte, in der gute, in Amerika geborene, also ›kreolische‹, weiße Helden gegen böse spanische Royalisten kämpften.⁵ Das als homogen vorausgesetzte ›Volk‹ spielte in dieser Interpretation eine Statistenrolle. Nur durch die Führungskraft der kreolischen Befreier, der *libertadores*, konnte dieses Volk zur Nation werden.⁶



Seit den 1960er-Jahren haben sich die Deutungen der Unabhängigkeit durch die professionelle Geschichtsschreibung je nach der politischen Lage und mit nationalen Varianten erheblich verändert. Beeinflusst durch die revolutionären Umbrüche, die den Subkontinent in dieser Phase prägten, stellte eine revisionistische Historiographie die alten Gewissheiten von Volk und Nation infrage. Sie befragte die ehemals unantastbaren Helden neu auf ihre Ziele und Grenzen hin und «vermenschlichte» sie damit. Der individuelle Anführer trat in dieser Geschichtsschreibung immer mehr in den Hintergrund, da es nun in erster Linie um soziale Schichten und Klassen und deren Interessen und Kämpfe ging. Sozialwissenschaftliche Theorien wie die Dependenztheorie gaben hierfür einen wichtigen Stimulus.⁷

Die revisionistische Geschichtsschreibung arbeitete unter anderem die regionale Vielfalt und auch die Gegensätze zwischen den Regionen heraus, die häufig kontraproduktiv wirkten und die neuen Staaten belasteten. Die Vorstellung von einem einheitlichen Weg der Nationen in die Unabhängigkeit ließ sich nicht mehr halten. Stattdessen trat die Heterogenität des Prozesses in den Mittelpunkt. Die Protagonisten der Unabhängigkeitskriege und der Staatsbildungsprozesse zeichneten sich durch große Unterschiede in Motivation und Zielsetzung aus. Neben den Unabhängigkeitskämpfern, den Patrioten und den Royalisten kamen jetzt auch diejenigen

in den Blick, die eine Autonomie unter dem Schirm der liberalen spanischen und portugiesischen Verfassungen von 1812 beziehungsweise von 1822 anstrebten. Die Unabhängigkeit, so stellte man nun heraus, war nicht das von vornherein feststehende Ziel der Eliten mit europäischen Wurzeln, sondern anfangs nur von einer kleinen Minderheit, die sich allerdings mittelfristig durchsetzte. Der Mythos von der Unvermeidbarkeit der Unabhängigkeit war damit entschleiert.⁸ Die neue Historiographie widmete sich neben den kreolischen Führungsschichten anderen sozialen und ethnischen Gruppen, den Indigenen, den Sklaven und weiteren nichtweißen Bevölkerungsgruppen.⁹

Waren bis in die 1980er-Jahre die Fragen nach den großen Strukturen erkenntnisleitend, so sind dies seit den 1990er-Jahren mit der Welle der Demokratisierung in der Region wieder neue Themen. Die großen strukturalistischen Theorien werden seitdem kritisch hinterfragt, und das Aushandeln im Kleinen tritt in den Mittelpunkt des historiographischen Interesses. Insbesondere die politische Geschichte, die Frage nach der Bedeutung von Wahlen, Repräsentation und Staatsbürgerschaft ist dadurch ins Zentrum gerückt. Die unterschiedlichen Optionen politischen Handelns in der Phase der Unabhängigkeit konnten dadurch verdeutlicht werden.¹⁰ Außerdem gewann die Beschäftigung mit den «Anderen», den Nichtprivilegierten, weiter an Bedeutung. Deren spezifische Motivationen und Interessen macht die jüngste Geschichtsschreibung sichtbar und erweitert damit das Wissen um die Heterogenität der Unabhängigkeitsprozesse um eine wichtige Dimension.¹¹

Für die zeitgenössischen Akteure und die frühe, verklärende Geschichtsschreibung war es keine Frage, dass es sich um einen revolutionären Prozess gehandelt habe, der positiv zu sehen war.¹² Schon der Peruaner Juan Pablo Viscardo y Guzmán appellierte in Anklang an Thomas Paine in einer 1799 veröffentlichten Schrift: «Entdecken wir Amerika noch einmal neu für alle unsere Brüder auf der ganzen Erde ...!»¹³ Rund zwei Jahrzehnte später, auf dem Höhepunkt der Unabhängigkeitskriege, sprach der radikale Politiker Bernardo de Monteagudo aus Buenos Aires 1820 von unumkehrbaren «allgemeinen Gesetzen», die die Staaten der Welt zu seiner Zeit der Revolution unterwarfen. Die Betonung eines umfassenden Neuanfangs war für die frühen Deutungen der Ereignisse kennzeichnend. Er betraf den Menschen, der nun als aus den korporativen Zwängen gelöstes In-

dividuum wahrgenommen wurde, die Gesellschaft, in der er lebte, sowie die Herrschaft, der er sich aus freien Stücken unterwarf.¹⁴ Der Einschnitt, den die Unabhängigkeitskämpfer miterlebten, hatte aus Sicht dieser Generation weltweiten Wirkungsanspruch und wurde als gleichsam von der Vorsehung bestimmter und notwendiger Prozess zur Gründung der Nation angesehen, der eine ebenso geradlinige Erfolgsgeschichte bevorstand.¹⁵

Die revisionistische Geschichtsschreibung stellte aber die ehemals so zentrale Vorstellung von einem revolutionären Neuanfang infrage. Sie wies stattdessen auf die unübersehbaren sozialen und wirtschaftlichen Kontinuitäten zwischen Kolonien und Republiken hin, auf die Entwicklung vom Kolonialismus zum Neokolonialismus. Nach dieser Lesart hatte bis 1830 in Lateinamerika – abgesehen von Haiti – gar keine Revolution stattgefunden. Je nach politischer Absicht ließ sich daraus die Folgerung ableiten, dass diese Revolution noch ausstand. Gewichtige Gründe sprachen dafür, die optimistische Revolutionsmetaphorik aufzugeben: so die Erkenntnis, dass die Beharrungskräfte der alten Eliten kaum sozialen Wandel zuließen. Die Kritiker monierten auch die fehlende politische Radikalität, die etwa die Französische Revolution zumindest phasenweise ausgezeichnet hatte. Lateinamerikanischen Unabhängigkeitskämpfern hatte die jakobinische Phase in Frankreich dagegen als abschreckendes Beispiel gegolten. Angesichts dessen drängte sich in der Tat die Frage auf, die George Reid Andrews 1985 formulierte: «Wie konnte es sein, dass Gewalt von solcher Dauer und solchen Ausmaßen, die eine bedeutsame Mobilisierung der Bevölkerung hervorrief und in Gesellschaften stattfand, die starke innere Konflikte und Spannungen spalteten, keine größere Auswirkung auf die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen der Region hatte? Kurz, warum misslang es den Unabhängigkeitskämpfern, die so oft als ›Revolution‹ bezeichnet werden, etwas hervorzubringen, das auch nur entfernt einer echten sozialen Revolution nahegekommen wäre?»¹⁶ Wenn man in der Geschichtsschreibung zu Lateinamerika überhaupt noch von Revolution sprach, dann mit der Kompromissformel von der «unvollendeten Revolution».¹⁷

Die neueste Historiographie hat demgegenüber die Frage aufgeworfen, was denn dann eine «echte soziale Revolution» beziehungsweise eine «vollendete Revolution» sei und welche Kriterien erfüllt sein müssten, um diese Bezeichnung zu verdienen. Schon frühzeitig ist etwa der Bezug auf

eine als Modell idealisierte Französische Revolution infrage gestellt worden, da Abweichungen davon schnell als Defizite missverstanden wurden.¹⁸ Auch in Europa waren die Bewegungen ja in vielerlei Hinsicht «unvollendet», und man spricht trotzdem von Revolutionen.¹⁹ Zweifellos bedeutete die Unabhängigkeit in Lateinamerika einen politischen Neuanfang, der neue Fragen nach der Verortung und Begründung von Herrschaft aufwarf. Die Diskontinuität lässt sich am politischen Systemwechsel mit neuen Eliten sowie an den neuen Begründungen der Legitimität wie auch am Scheitern der Bemühungen um eine Rückkehr zum Status quo ante ablesen. Die politischen Ideen von Freiheit und Gleichheit, von Menschen- und Bürgerrechten sowie die Praktiken, die die Unabhängigkeitskämpfer nutzten und mit denen sie teils schon breite politische Partizipation erzielten, waren revolutionär. Diese Elemente erlauben es, für Lateinamerika in diesem Zeitraum von Revolutionen zu sprechen – Revolutionen im Plural, weil die Heterogenität der Prozesse auf der Hand liegt. Es handelt sich um Formen antikolonialen Widerstands, die sich zu Revolutionen auswuchsen, weil sie eine neue Ordnung im Sinne eines Nationalstaats anstrebten. Dies war nicht von Beginn an schon vorgegeben, sondern das Ergebnis von dynamischen Prozessen mit Rückschlägen und von unterschiedlicher Dauer.²⁰

Im Zuge der neuesten geschichtswissenschaftlichen Diskussionen um globalhistorische Ansätze sind die Verflechtungen der lateinamerikanischen Ereignisse mit den Revolutionen in anderen Weltteilen wieder stärker ins Blickfeld des Interesses gerückt.²¹ Damit knüpft man an Beobachtungen von Zeitgenossen wie Thomas Jefferson an, der schon 1797 mit Bezug auf die Vorgänge in Saint-Domingue von einem «revolutionären Sturm» sprach, der über den Erdball hinwegfegte.²² Bereits in der älteren strukturalistischen Historiographie spielten die Verbindungen zu Europa eine wichtige Rolle. So interpretierten manche Historiker die Unabhängigkeit Lateinamerikas als Abfallprodukt des Aufstiegs des englischen Industriekapitalismus.²³ Diese atlantische Dimension der Revolutionen hat die Geschichtsschreibung auch aus ideologischen Gründen vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs frühzeitig interessiert.²⁴ Im Mittelpunkt stand jedoch die nordatlantische «Schicksalsgemeinschaft», während der Südatlantik dabei nur am Rande Erwähnung fand.²⁵

Die neuere Historiographie hat die atlantische Perspektive stärker auf

den Süden ausgeweitet.²⁶ Man hat für den Zeitraum von 1774 bis 1826 von einem rund 50 Jahre andauernden «transkontinentalen Befreiungsprozess» in Amerika gesprochen.²⁷ Die Zusammenhänge dieses Prozesses werden sichtbar, wenn man die Verflechtungen mit Europa betrachtet. Viele Studien haben sich in den letzten Jahren beispielsweise auf die Interaktionen der amerikanischen Revolutionen mit den revolutionären Umbrüchen in den Mutterländern konzentriert. Insbesondere die Rolle der liberalen Verfassungen und Parlamente, der *cortes*, in Spanien und Portugal wurde vielfach untersucht. Eine Kette revolutionärer Umbrüche führte von der Loslösung der angloamerikanischen Kolonien über die Französische Revolution, die Revolution in Saint-Domingue und die napoleonische Expansion auf der Iberischen Halbinsel bis hin zu den Unabhängigkeitsrevolutionen in Hispanoamerika und Brasilien.²⁸ Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten stellte sowohl die scheinbar natürliche Ordnung der Beziehungen zwischen Europa und Amerika wie auch die Monarchie infrage. Mit der Französischen Revolution rückten Ideale von Freiheit und Gleichheit noch stärker in den Mittelpunkt. Durch die erfolgreiche Sklavenrevolution von Haiti geriet das Wirtschafts- und Gesellschaftssystem der Sklaverei insgesamt unter Beschuss. Schließlich brachen mit den Unabhängigkeitsrevolutionen in den iberischen Reichen zwei weitere Säulen der Kolonialherrschaft in Amerika zusammen. Damit schloss sich ein Kreis, der die «letzte gemeinsame amerikanische Erfahrung» darstellte, denn danach gingen die Amerikas getrennte Wege.²⁹ Von den einst stolzen Reichen blieben nur die spanischen Kolonien Kuba und Puerto Rico übrig, und Frankreich hatte seine reichste Besitzung verloren. Die zahlreichen karibischen Inseln unter der Herrschaft unterschiedlicher europäischer Mächte sollten jedoch weiterhin von der kolonialen Vergangenheit zeugen und in den folgenden Jahrzehnten für Verwicklungen sorgen.

In seiner Studie zur Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts hat Jürgen Osterhammel die Ebenen der atlantischen Integration in diesem Zeitraum jüngst treffend auf den Punkt gebracht: erstens die administrative imperiale Integration, zweitens die Migration, drittens der Handel, der eine gemeinsame Konsumkultur entstehen ließ, viertens die kulturellen Transfers und fünftens die Integration durch eine entstehende transatlantische Öffentlichkeit.³⁰ In der Tat bestand der atlantische Raum aus Großregionen, die vielfältig miteinander verflochten waren. Die Kommunikation intensi-

vierte und beschleunigte sich in diesem Zeitraum, wobei insbesondere die Karibik als Drehscheibe diente. Es entstanden Netzwerke von aufgeklärten Denkern, die sich zwischen den amerikanischen sowie den europäischen Anrainern des Atlantiks hin und her bewegten. Die Freimaurerlogen gaben diesen Verflechtungen institutionellen Halt. Lebensläufe von Unabhängigkeitskämpfern wie Francisco de Miranda und Simón Bolívar sind sprechende Beispiele für diese Prozesse. Doch nicht nur die revolutionären Eliten, sondern auch Menschen aus dem Volk, insbesondere Seeleute und sogar Sklaven, waren in diese Kommunikationsnetzwerke eingebunden.

Die US-amerikanische und die Französische Revolutionen waren als Bezugspunkte für die lateinamerikanischen Entwicklungen wichtig.³¹ Sie zeigten, dass ein revolutionärer Umbruch möglich war. Auch die Lateinamerikaner propagierten die Ideen von Freiheit und Gleichheit, von Selbstbestimmung sowie von Menschen- und Bürgerrechten, die seit 1776 und 1789 Weltwirkung entfalteten.³² Diese Ideen trugen zum Entstehen eines – wenn auch begrenzten – atlantischen Erfahrungsraums bei, aus dem sich die Erwartung weiterer Revolutionen ableiten ließ. Das galt für den radikalen Weg der Sklaven in Haiti ebenso wie für die moderate brasilianische Variante, die trotz des vermeintlichen Sonderwegs einer einheitsstaatlichen Monarchie mit relativer Stabilität als integraler Bestandteil eines Gesamtprozesses zu werten ist.³³

In der zeitlichen Einordnung dieses Prozesses gibt es unterschiedliche Ansätze. In Hispanoamerika markierte für die Zeitgenossen und die frühe Geschichtsschreibung die Gründung von Regierungsjuntas beziehungsweise die Unabhängigkeitserklärung als solche das Anfangsdatum. Das Ende der Epoche war dann die letzte siegreiche Schlacht, sodass sich in klassischen Darstellungen oft die Epochengrenzen 1810 bis 1826 finden lassen. Für die haitianische Revolution galten je nach Perspektive entweder 1789 oder 1791 als Anfang und die Unabhängigkeit von 1804 als Endpunkt. In Brasilien dienten als Eingrenzung traditionell der Transfer des portugiesischen Hofes nach Rio de Janeiro 1807/08 sowie die Unabhängigkeitserklärung mit dem «Ruf von Ipiranga» von 1822.

Angelehnt an die Periodisierung der «Sattelzeit» von 1750 bis 1850 in der europäischen Geschichtsschreibung, hat die Forschung zu den lateinamerikanischen Unabhängigkeitsrevolutionen die Grenzdaten später deut-

lich verschoben.³⁴ Dadurch kamen sowohl die spätkolonialen Wurzeln der Geschehnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als auch die problematischen Staatsbildungsprozesse bis zur Integration in den Weltmarkt um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den Blick. Allerdings hat Eric Van Young diese Art der Periodisierung jüngst aufgrund ihrer inhärenten Eurozentrik kritisiert, denn sie impliziere eine unilineare Entwicklung vom aufgeklärten Absolutismus über die Revolutionen der USA und Frankreichs bis hin zu den europäischen Revolutionen von 1848, die mit einem quasi universalen, unaufhaltsamen Nationsbildungsprozess und Aufstieg des Liberalismus verbunden gewesen sei.³⁵

In diesem Buch liegt der zeitliche Bezugsrahmen zwischen ca. 1760 und 1830, weil sich damit sowohl die Vorgeschichte und die tieferen Wurzeln der Unabhängigkeitsrevolutionen als auch die direkten Folgen in der Staatenbildung noch fassen lassen. Innerhalb dieses Rahmens gibt es jedoch unterschiedliche Wandlungsprozesse, die jeweils eigenen zeitlichen Zuordnungen folgen. Es ist wichtig, diese Unebenheiten und Ungleichzeitigkeiten zu beachten. Die transatlantische Perspektive wird immer dann gewählt, wenn dies notwendig erscheint, um die lokalen Entwicklungen verständlich zu machen. Das heißt: Es geht nicht darum, zur Metaerzählung von der *einen* atlantischen Revolution beizutragen, sondern eine Vielzahl miteinander verflochtener, aber eben auch eigenständiger Befreiungsbewegungen mit in sich unterschiedlichen Ausrichtungen darzustellen. Daraus ergibt sich, dass im Folgenden die Perspektive Lateinamerikas im Mittelpunkt stehen wird, wenn im ersten Kapitel die kolonialen Grundlagen, im zweiten die Sklavenrevolution von Haiti, im dritten und vierten die Unabhängigkeitsrevolutionen in Hispanoamerika und im fünften Abschnitt der Wandel in Brasilien erörtert werden. Abschließend werden dann ausblickartig die Probleme der Staats- und Nationsbildung angeschnitten, wird der Preis der Freiheit abgewogen.